

**Bonhoeffer-Studienkreis
der Evangelischen Bruderschaft
St. Georgs-Orden
in der Georgenbourse zu Erfurt**

„Hier stehe ich...“

Glaube. Politik. Gewissen

Donnerstag, 14. April 2016

19 Uhr

Luthersaal

Ev. Augustinerkloster

Sehr geehrter Herr Dr. Seidel ,
Spiritual der Evangelischen Bruderschaft St. Georgs-Orden,

sehr geehrter Herr Schacht,
Großkomtur der Evangelischen Bruderschaft St. Georgs-Orden,

verehrte Brüder,
meine Damen und Herren,

ich freue mich hier zu sein. Hier bei der Evangelischen Bruderschaft des St. Georgs-Ordens an ganz historischer Stelle. Wie ich heute Nachmittag durch das Kloster der Augustiner Eremiten gegangen bin, durch „sein“ Kloster, da wo der Papst war, da wo Martin Luther vor 509 Jahren seine erste Messe gehalten hat, kam mir der Begriff des „Primas von Deutschland“ in den Sinn. Der Sitz des Primas von Deutschland war einst in Salzburg. Dessen Dom noch heute die Inschrift trägt: *Haec est domus dei* – das ist das Haus Gottes in dem sein Name gerühmt wird - *in qua invocabitur nomen eius*. Das las ich an der Wand dieses Hauses im Erfurter Augustinerkloster, in unsichtbaren Buchstaben.

Martin Luther, der Primas von Deutschland und wir, die Anhänger der Reformation kommen hier nach Hause.

„*Glauben, Politik, und Gewissen*“ – das war Ihre Frage für meinen heutigen Vortrag und – ungefragt – ob ich noch fünf Mark in die Tasche will, um es zu verkaufen. Dazu soll ich sprechen. Und gerade an diesem Ort zu Luther natürlich.

Gerade ist ein Buch erschienen „*Luther der Ketzer*“ – von Volker Reinhardt, Geschichtspräsident an der Universität Fribourg - wie Luther von Rom aus wahrgenommen wurde, über den Hass und das Unverständnis zwischen Rom und den Reformatoren, über den Kampf der Mentalitäten. Dieses Buch schließt mit einer umgekehrten Parteiname unseres Jahrhundertschriftstellers Thomas Mann, was dieser über den deutschen Reformator empfand. Historisch und damit auch Politisch:

„*Ich liebe ihn nicht, das gestehe ich ganz offen. Das Deutsche in Reinkultur, das Separatistisch-Antirömische, Antieuropäische befremdet und ängstigt mich, auch wenn es als evangelische Freiheit und geistige Emanzipation erscheint, und das spezifisch Lutherische, das Cholerisch-Grobianische, das Schimpfen, Speien und Wüten, das*

fürchterlich Robuste, verbunden mit zarter Gemütsstiefe und dem massivsten Aberglauben an Dämonen, Incubi und Kielkröpfe, erregt meine instinktive Abneigung.

Ich hätte nicht Luthers Tischgast sein mögen, ich hätte mich wahrscheinlich bei ihm wie im trauten Heim eines Ogers gefühlt und bin überzeugt, dass ich mit Leo X., Giovanni di Medici, dem freundlichen Humanisten, den Luther ‚des Teufels Sau, der Bapst‘ nannte, viel besser ausgekommen wäre.“

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich teile diese Meinung von Thomas Mann nicht. Ich wäre wirklich gern Luthers Tischgast gewesen. Abgesehen davon, dass Leo X. keineswegs so nett war wie Thomas Mann meinte. An seiner Tafel zu sein, wäre ein bisschen wie heute EU-Kommissaren zu begegnen: Die Erneuerung ablehnen, Ausstiegsbewegungen nur mit Misstrauen beachten, von Selbstbestimmung wenig bis nichts halten – nur mit dem Unterschied, dass die in Brüssel keinen Raffael, keinen Tizian und keinen Michelangelo hervorbringen. Was aber auch wieder typisch ist.

Andererseits: Es geschah zu unseren Lebzeiten, dass, wo wir uns heute versammeln, jenem „*separatistisch-antirömischen*“ Luther die größte Ehre der alten Kirche wiederfanden ist. Durch einen, denn ich selbst gut kannte und kenne, den großen Papst Benedikt, der den großen Reformator posthum würdigte. Hier im Augustinerkloster sagte er:

„Was ihn umtrieb, war die Frage nach Gott. Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Diese Frage hat ihn ins Herz getroffen und stand hinter all seinem theologischen Suchen und Ringen. Dass diese Frage die bewegende Kraft seines ganzen Weges war, trifft mich immer wieder ins Herz.“

Man kann Politik nicht machen, meine sehr verehrten Damen und Herren, wenn man sich dieser Frage verschließt: Wie kriege ich einen gnädigem Gott.

Ich komme aus Bayern, aus München, eigentlich das Land und die Stadt der „Gegenreformation“. Oder, wie es die Katholiken besser sagen, der katholischen Reform. Aber eben auch eine Zentralregion der Reformation, mit zahllosen Erinnerungsorten: Nürnberg, wo sie zum ersten Mal von der „*Lutherischen Nachtigall*“ schwärmten, der Ratsherr Albrecht Dürer hat dies getan. Augsburg, die Stadt des

großen, evangelisch-inspirierten Religionsfrieden, der evangelischen *Confessio*. Und Altbayern, das wissen die Wenigsten, wo sich nach Luthers Thesenanschlag eine evangelische Adelsopposition bildete: in Aschau, am Schliersee, in Passau. Durch altehrwürdige Adelsgeschlechter, die Ortenburgs, die Freybergs, die von Haag und Hohenwaldecks: um die Reformation einzuführen.

Land der Reform, Land des Glaubens. Gerade auch meine Vaterstadt, München, geprägt in ihrem Namen von den frühesten Anfängen: *ad Munichen*. Die Siedlung bei den Mönchen. Wir tragen den Mönch bis heute im Wappen. Die Silhouette unserer Stadt ist auch im 21. Jahrhundert bestimmt von der Frauenkirche. 1494 geweiht, zwei Jahre, nachdem Amerika entdeckt wurde - Luther lernte damals noch an der Mansfelder Stadtschule - mit diesen merkwürdigen Hauben oben auf ihren Türmen, die den Kuppeln Jerusalems nachempfunden sind.

Das Wechselspiel von evangelischer Reformation und katholischer Reform hat das Politische in Bayern seit 500 Jahren nie mehr losgelassen. Alles, was dieses Hin und Her an Verständnis und Missverständnis, an inniger Glaubens-Hingabe, aber auch an starkem Willen, im Andersdenkendem nur den Feind zu sehen, hervorgebracht hat. Und was an Kulturkonflikten unsere deutschen Debatte bis heute beeinflusst.

Schauen wir auf unser Reformationsjubiläum und dann 400 Jahre hinab, bis 1618, da der Dreißigjährige Krieg begann – die Exponenten dieses Krieges Kurfürst Friedrich von der Pfalz, „Winterkönig“ genannt und Herzog Maximilian von München waren beide aus der urbayerischen Familie der Wittelsbacher. Der Eine hat die Jesuiten und später die „Englischen Fräulein“ nach München geholt. Der Andere stand am Anfang jenes evangelischen „linksrheinischen“ Zweigs seiner Familie, dem später das bayerische Königshaus entwuchs.

Evangelisch in München ist die Riesenfigur der Bavaria, die über dem Oktoberfest thront und die Sie alle kennen. Wir sehen in ihr das Bild einer evangelischen Frau, der bayerischen Königin Therese von Sachsen-Hildburghausen, aus Thüringen, der als Königin von Bayern die wieder evangelische Marie nachfolgte, welche die Innere Mission in Bayern gegründet hat.

Diese ist allerdings - lange nach dem Tod ihres Mannes des Königs Max II. – konvertiert, hat das aber sehr lebenswürdig begründet:

„Ich möchte im Paradies nicht von meinem Mann getrennt sein.“
Auch so kann man es ausdrücken.

Und noch etwas: Der erste im Wortsinn „protestantische“ Fürst - 200 Jahre vor Friedrich dem Weisen, war Ludwig der Bayer. Kaiser des Heiligen Römischen Reichs. Geboren 1281. Er war der erste, der sich in Rom nicht vom Papst krönen ließ, sondern ganz demonstrativ vom Volk. Und später Wilhelm von Occam nach München geholt hatte, gebannt vom Papst, eine Art Vorreformatoren. Der Papst wollte diesen Kaiser schon in der Anrede herabsetzen „*ille bavarus*“. Jener Bayer. Und hat daraus einen Ehrentitel gemacht. Bavarus. Ein Protestant. Wilhelm von Occam hatte diesem bayerischen Kaiser im Münchner Alten Hof zugerufen:

„Oh Kaiser, verteidige mich mit deinem Schwert und ich verteidige dich mit meinem Wort.“

Das klingt ganz lutherisch, nur war es sechs Generationen davor.

Reden wir über den Glauben. Über den Glauben und das Gewissen. Es gab in den 90er Jahren einen literarischen Bestseller, ich weiß nicht, wer das Buch von Noah Gordon von Ihnen in Erinnerung hat: „*Der Medicus*“. Ein christlicher Baderjunge, der im 13. Jahrhundert von London nach Isfahan reist. Über der Geschichte steht der „Clash of Cultures“. Bei den Juden darf er ein rituelles Bad besuchen und fragt den Rabbiner:

„Es ist euch verboten, Fleisch mit Milch zu essen. Es ist euch verboten, Leinen mit Wolle zu tragen. Warum ist so vieles verboten?“

„Um den Glauben zu erzwingen“, erwiderte der Rabbiner.

„Warum stellt Gott so merkwürdige Anforderungen an die Juden!“

„Um uns von euch zu unterscheiden“, sagte er, „aber seine Augen glitzerten freundlich, und seine Worte klangen nicht boshaft.“

Was sagt uns das? Mut zum Glauben heißt auch, Mut zum Unterschied. Wenn wir vom Glauben reden, müssen wir lernen, dass der Unterschied auch beim Glauben ein Wert ist und wir müssen diesen Unterschied verteidigen. Wir brauchen also nicht den multikulturellen Einheitsmenschen zu wollen. Das wäre eine arme Welt. „*Nur noch Grashalme, keine Blumen mehr.*“ Das ist nicht aus der Bibel, das ist von George Orwell. Achtung vor dem religiösen Unterschied – muss heißen: Achtung vor dem anderen Glauben - nicht als Angleichung, sondern als Beachtung des Anderen.

Natürlich können die Wege zum Glauben verschieden sein. Benedikt sagt: *„Es gibt so viele Wege zu Gott wie es Menschen gibt.“* Wenn ich durch den Kreuzgang dieses Klosters gehe, durch den einst Bruder Martin gegangen ist und, mit den Brüdern des St. Georgs-Ordens auch Papst Benedikt XVI., steht über uns: *simul iustus et peccator*. Besser konnte Luther es nicht ausdrücken, was wir sind und besser ist es seit Paulus auch nicht mehr ausgedrückt worden.

Unsere Identität. Identisch sein – wenn wir Luthers Monologe hören, von seinen Tischgesprächen, bei denen wir so gerne dabei gewesen wären, wissen wir, dass und wie identitätsstiftend der Glaube ist. Aber leider auch, wie er sich ins Gegenteil verkehrt, wenn neben dem Glauben der Hass zum größten Trost wird. Luther wusste um diese Gefahr, wie aus Glauben Verführung wird.

In einem der Tischgesprächen warnte er seine Gäste:

„Jetzt muss ich andere Gedanken vom Teufel leiden, denn er wirft mir oft führ: O, wie ein großen Haufen Leute hast du mit deiner Lehre verführt.“

Evangelische Stärke heißt auch, Fremdblick von innen, Vermeiden von Selbstgerechtigkeit und das Wissen um die Gefahr von Kirchentyrannei. Heute plagt uns in unseren Reihen die Tyrannei des Zeitgeists gerade auch in unserer Kirche. Was steht uns also näher: Jener Zeitgeist oder Coelestin, der freiwillig alle Macht aufgibt. Der Coelestin unserer Tage predigte sein Evangelium hier an dieser Stelle und Luther sagte: *„Irgendwann ist der Bann des Antichristen gebrochen und das wird nicht in allzu ferner Zukunft sein.“* 500 Jahre später war Benedikt da. Nehmen wir den Maßstab des 90. Psalm: einen halben Tag und eine halbe Nachtwache nach der Reformation.

Wenn Sie mich fragen nach Glauben und Gewissen, lautet meine Antwort: Ja zu *sola fide* und Ja zu *sola gratia* – allein durch Glauben, allein durch Gnade. Aber, drücken wir uns nicht vor dem, was jeder von uns aus seinem Inneren weiß: Es bleibt noch, wie Erasmus sagt, genug Raum für eigene Bestrebungen und eigenes gutes Tun. Auch wenn der Strafverteidiger in mir einwendet: das was zur Verdammnis führte, war „prädestiniert“, also aufgesetzt. Manchmal ist das eine billige Ausrede.

Der Sieg dessen, was an der großen Umwälzung vor 500 Jahren gut

war, Revolution im Guten, hat sich auch an ihren Gegnern gezeigt. Karl V., der Kaiser in dessen Reich die Sonne niemals unterging, hat sich geweigert - als er nach dem Sieg gegen den Schmalkaldischen Bund bei Mühlberg zu Luthers Grab geführt wurde - der Meinung seiner Räte zu folgen, die Leiche des Reformators auszugraben, zu zerstückeln und zu verbrennen. Ganz im Gegenteil. Er erwies ihm seinen Respekt. Wenige Jahre später ist er zurückgetreten. Er hat sich in sein Kloster zurückgezogen, trotz all seiner Macht. Er brauchte sie nicht mehr. Und als er im Kloster San Jeronimo de Yuste im Sterben lag, hat ihm der Kardinal von Toledo das Kreuz vorgehalten und gesagt: „*Majestät, denken Sie an Christus. Alles andere ist Geschwätz.*“ Der Kardinal von Toledo musste sich deshalb vor der Inquisition verantworten. Es sei „echt lutherisch“ gewesen, was er dem Kaiser in seiner letzten Stunde gesagt hatte. Ein Sieg war das trotzdem.

Aber der Papst hat doch gesagt, dass wir keine richtige Kirche wären. Muss auf diese „Kränkung“ nicht auch eingegangen werden?

Benedikt hat als Kardinal daran erinnert, dass für Luther Kirche nur dort war, „*wo das Wort Gottes Menschen versammelt und eint, wo das Wort recht verkündet und die Sakramente in rechter Weise gespendet werden.*“ Besser konnte man es nicht ausdrücken. (Das war *Confessio Augustana* im Originalton). Und jedes Mal, wenn in der Welt in der katholischen, methodistischen, griechisch und russisch-orthodoxen, evangelischen Welt das Wort Gottes Menschen versammelt, das Wort recht verkündet und die Sakramente in rechter Weise gespendet werden, da ist Kirche. Und nicht, wenn Oberkirchenräte oder Kardinäle „*Statements*“ abgeben, für Dinge, die nur von dieser Welt sind.

Als Benedikt hier im Hohen Chor der Augustinerkirche war, hat er aus dem 17. Kapitels des Johannes Evangeliums zitiert, den 20. Vers. Als Jesus beim Abendmahl zum Vater sprach: „*Nicht nur für diese bitte ich, sondern für alle, die durch ihr Wort an mich glauben.*“ Das ist unsere „Gemeinschaft der Gläubigen“, die wir im Glaubensbekenntnis bezeugen.

Aber jetzt ganz schnell weiter von den erhabenen Worten, von „Gewissen“ und „Glauben“. Reden wir vom irdischen Leben, reden wir von der Politik. Lassen Sie mich etwas zu Europa sagen und der Debatte, die darüber entstanden ist. Benedikts Vorgänger, der polnische Papst, hatte die Europäer erinnert, dass, wenn von Europa die Rede sei, man das lateinische *patria* nicht vergessen möge.

Patria, das Vaterland, auf dem Europa aufbaut. Und, dass dieser Begriff vom lateinischen *parentes* käme, die Eltern. Und die Bindung an die Eltern ins Gedächtnis rufe, im Guten wie im Schlechten wie man weiß.

Meine Damen und Herren, wir stehen zum Europa der Vaterländer, wie wir zu unseren Eltern stehen. Niemand kann diese Bindung wegwischen. Als das Verlangen nach Europa bei uns im Westen noch Begeisterung auslöste, bei den großen deutsch-französischen Begegnungen Anfang der 60er Jahre, erklärte Charles de Gaulle bei einer Tischrede über Konrad Adenauer, die alte „Erbfeindschaft“ wie folgt:

„Indem nämlich Deutschland und Frankreich versuchten sich gegenseitig ihre Herrschaft aufzuzwingen, um sie alsdann auf ihre Nachbarn zu erstrecken, verfolgten sie, jeder für sich, den alten Traum der Einheit, der seit einigen zwanzig Jahrhunderten in den Seelen der Menschen unseres Kontinents umgeht.“

Und er würdigte Adenauer gerade darin, dass er im Gegensatz dazu die Sinnlosigkeit dieses Bestrebens erkannt habe. *„Im Verzicht auf die Beherrschung des Anderen einen besonderen Wert zu sehen, ist das Wunder unserer Zeit.“* Und dieses Wunder – darauf zu verzichten, dem anderen den eigenen Willen aufzuzwingen – sind wir dabei zu verspielen. Weil die Berliner Politik auf die Bevormundung der Nachbarn setzt. Die Deutschen im weißen Kleid sind da am Werke. Wir sind die unbegrenzt Guten. Für jede andere Auffassung von Politik, die dem Berliner Dafürhalten widerspricht, kennt die regierungsnahe Publizistik nur Acht und Bann.

De Gaulle hat in seinen *„Memoiren der Hoffnung“* auch davor gewarnt, mit Europa ein künstliches Vaterland anzustreben, das wie er sagte, nur dem Gehirn von Technokraten entsprungen sei. Er warnte in Bezug auf Brüssel vor der *„Urzweideutigkeit der ganzen Institution“*. *„Heißt ihr Ziel gegenseitige Abstimmung des internationalen Vorgehens?“* Was ja nur vernünftig ist. *„Oder will sie die völlige Verschmelzung der Volkswirtschaften?“* *„Müßig zu sagen“*, so der Franzose, *„dass ich, allen Wunschträumen abhold, die erste Konzeption vertrete. Aber auf der zweiten ruhen alle Illusionen der supranationalen Schule.“*

„Welche Kurzsichtigkeit verrät der oft von naiven Gemütern vorgebrachte Vergleich dessen, was Europa tun sollte, mit dem, was die Vereinigten Staaten getan haben, die doch von Wellen um Wellen

entwurzelter Siedler, ausgehend vom Nichts, auf jungfräulichem Boden geschaffen wurden?“

„Welch tiefer Illusion ... muss man verfallen, um glauben zu können, europäische Nationen, deren jede ihre eigene Geographie, ihre Geschichte, ihre Sprache, ihre besondere Tradition und Institution hat, könnten ihr Eigenleben ablegen und nur noch ein einziges Volk bilden?“ Ende des Zitats, soweit Charles De Gaulle.

Lieber Herr Großkomtur Ulrich Schacht, es freut mich wirklich sehr, dass Sie da sind. In Ihrer Schrift „1789 contra 1989“ habe ich gerade Ihre Einwände zu Jürgen Habermas gelesen, den Sie „Leitphilosophen des postnationalen Sonderbewusstseins nennen“. Aber selbst dieser Philosoph, der ja nicht im Verdacht steht, ein Gaullist zu sein und der ja in der Europäischen Union einen Schritt zur verfassten Weltgesellschaft sieht, warnt davor, dass die Gefahr besteht, „dass supranationale Organisationen verstärkt den erreichten Zusammenhang von Menschenrechten und Demokratie zerstören können.“ Und dass durch eine „weltweit verselbständigte Exekutivgewalt der demokratische Souverän von seinen Rechten enteignet wird“. Wenn Sie mich nach meiner politischen Bewertung fragen: genau das passiert derzeit. Otto und Luise Normalverbraucher, der demokratische Souverän, werden von ihren Rechten abgeschnitten.

Wenn wir unsere verfasste Freiheit verteidigen wollen, müssen wir verteidigen, was an der Bundesrepublik schon vom Namen her gut war: Ein „Bund deutscher Länder“ zu sein. In weiser Selbstbeschränkung angelegt als Provisorium. Das auch in der Zukunft so angelegt sein sollte. Was der deutschen Geschichte mehr entspricht, weil wir im Guten ein Konstrukt verschiedener Zentren sind - und nicht – wie unser Nachbarland Frankreich – nur auf ein Zentrum ausgerichtet. Weil Erfurt und Leipzig und Dresden, Frankfurt und Hamburg und Berlin und mein liebes München seit Jahrhunderten im Wettbewerb stehen. Kulturell und ökonomisch. Und weil die Einebnung dieses Wettbewerbs ein Verlust wäre. Sogar einen Verlust des spezifisch Europäischen und unserer Kommunität und dessen, was Deutschland gut gemacht hat. Wir müssen der Einebnung entgegenreten.

Das andere Thema, das uns ja im Moment so beschäftigt, das auch wieder mit der Souveränität zu tun hat, dreht sich um die Schutzfunktion des Staates und der Gemeinschaft. Luther hält uns dazu den Brief des Paulus an die Römer vor, Kapitel 13: jedermann

sei Untertan der Obrigkeit (auch der Verkehrspolizist in Nordkorea schützt den Fußgänger). Aber gleichzeitig warnte er von Anfang an vor blinder Gesetzesgläubigkeit. In diesem Dilemma zwischen Freiheit und Unterwerfung lebt der protestantische Mensch.

Das wichtigste Lied unserer Kirche heißt immer noch „*Ein' feste Burg ist unser Gott*“. Burg, Wehr und Waffen. Wissen Sie, dass das Wort „*Bürger*“ aus dem Mittelhochdeutschen kommt? Der im Schutz der Burg Lebende. Also aus der Zeit, da nur der reiche Adel und der hohe Klerus sich Bewaffnete leisten konnten um sicher seiner Wege zu ziehen und insofern ein bisschen sehr viel freier war als Ottonormalverbraucher. Bürgersmann und Bürgersfrau fanden Schutz und Sicherheit nur innerhalb der mauerbewehrten Stadt: die im Schutz der Burg Lebenden. „*Stadtluft macht frei*“, lautete deshalb die Devise des 12. Jahrhunderts, wo die Zeit der großen Städtegründungen in Deutschland anfang. Da ging es gerade hier in Erfurt mit der Universität los. Dann ging es weiter mit der Gründung dieses Klosters 1266. Schon 1158 war München gegründet worden, von einem Braunschweiger, Heinrich dem Löwen, einem Welfen. Ebenso wie Schwerin, das er zwei Jahre später 800 Kilometer nördlich gegründet hatte. Man erinnere sich dieser Mobilität im 12. Jahrhundert, wenn man die Trägheit unseres politischen Systems von heute bei Großprojekten betrachtet.

„*Stadtluft macht frei*“. Diese Freiheit des Stadtbürgers, die entschwindet heute. Vor unseren Augen. In manchen Städten noch mehr als in anderen. In Köln. In Berlin, der Schicksalsstadt Deutschlands. Aber das ist kein unausweichliches Schicksal: Städte können auch gesunden. New York hat in den 80er Jahren den Rudolph Giuliani zum Bürgermeister gewählt und innerhalb kürzester Zeit war der Schalter zum Guten umgelegt. Im Stadtstaat Singapur geschah ähnliches 20 Jahre davor. Bei uns geht aktuell diese Schutzfunktion verloren. Und die Politik will das Problem nicht sehen.

Die Schutzfunktion unserer Grenzen hat unsere Regierung bereits im letzten Jahr aufgegeben. „Aber es ist doch gut, offene Grenzen zu haben - wir wollen doch nicht mehr das Land von Mauer und Stacheldraht sein!“ Das ist wohl wahr. Grenzen können furchtbar trennen. Niemand weiß das besser als Menschen in Deutschland. Aber gleichwohl ergibt das Wort „Grenze“ in unserer Sprache einen positiven Sinn: Wer seine eigenen Grenzen nicht kennt, ist uns gefährlich. Grenzen sind die Außenhaut von Staaten. Grenzen sagen, bis dahin bin ich verantwortlich - Verantworten heißt Antwort

geben. Und ab da bist du dran.

Verantwortung heißt: Antwort geben! Auch deshalb betete Luther um „*gut Polizey*“. Wir leben in einer Zeit gesteigerter Verantwortungslosigkeit. Kompetenz-Mischung nennt man das. Jeder Kompetenz-Träger schiebt die Verantwortung auf den Nächst-Höheren: Herr Bürgermeister könnten sie mir bitte helfen? Ja, du hast völlig Recht. Aber bitte geh doch zum Landrat. Ja, Herr Landrat, was könnten wir da machen? Ja, da muss ich erst zur Regierung von Oberbayern, die kann uns helfen. Mhmhm, ja gerne, gerne, gerne, wir machen noch ein Foto. Aber der will lieber den Innenminister des Landes fragen. Und der sagt, sie haben völlig, völlig Recht, aber wir müssen die Bundesregierung einschalten. Und die Bundesregierung sagt, was können wir tun ohne Brüssel? Und die Leute in Brüssel sagten dann, da sieht man mal wie schlecht die da unten unsere Verordnungen durchziehen. Einer schiebt es in der Obrigkeit auf den anderen. Das ist das Gegenteil von „*gut Polizey*“. Das heißt nämlich auch, Verantwortung übernehmen. Verantwortung tragen. Und nicht eine klare Antwort zu vermeiden. Immer fein raus zu sein - das ist das eigentliche Problem unserer Politik. Nicht der Flüchtling.

Ein anderes Problem ist die Verwechslung von Ethik und Heuchelei: Der Hl. Martin hat seinen Mantel geteilt, seinen Mantel. Nicht den Mantel anderer Leute. Er wollte ein gutes Beispiel geben und jeder einzelne tut gut daran, seinem Beispiel zu folgen. Aber die Regierung kann aus diesem Beispiel keine Regel zur Mantel-Produktion machen. Jeder Einzelne hat bei seiner Hilfe keine Obergrenze – anders die staatliche Gemeinschaft. Der Staat als guter Hausverwalter für alle, als Herbergsvater, muss auch die Kraft haben zu sagen: Das geht – aber das geht nicht. Auch Klarheit ist „*gut Polizey*“. Unser System in der Europäischen Union verkennt ohnehin den Unterschied zwischen gut gemeint und gut.

Die eine falsche Weichenstellung für Europa war die Sache mit der EU-Einheitwährung. Damals war ich mit meinem Widerstand ein hoffnungsloser Einzelgänger, in den 90er Jahren, als es dranging die Deutsche Mark abzuschaffen. Die Ex-DDR-Leute hatten innerhalb von wenigen Jahren gleich zwei Währungsumstellungen zu schlucken. Sie hatten endlich die D-Mark bekommen, um sie dann gleich in den ach so großartigen Euro umtauschen zu müssen. Meine Kritik wird heute von der Mehrheit geteilt. Leider 20 Jahre zu spät. Die Jacke ist falsch eingeknüpft.

Und die andere falsche Weiche, war der Vertrag von Schengen. Die Aufhebung aller Binnen-Grenzen in der EU und ihrer Schutzaufgaben. Schengen konnte ja nur funktionieren, wenn die Außengrenzen der EU neu geschützt würden. Aber jetzt zeigt sich, dass diese Außengrenzen nicht schützbar sind. Wir brauchen in dieser Erkenntnis nicht auf andere Länder einzuschlagen. Es geht nicht. Wir müssen demzufolge unsere eigenen Grenzen wieder schützen lernen. Um das Notwendige zu tun. Notwendig heißt Not wenden.

Gleichzeitig muss die politische Klasse in Deutschland die Frage beantworten, warum unser Nachbarland Frankreich, das von einer sozialistischen Partei regiert wird, 30.000 Menschen im Jahr aufnehmen kann und das riesige Kanada im nächsten Jahr ebenfalls nur knapp genauso viele. Und warum Deutschland, wo - ich weiß es nur für die alte Bundesrepublik - auf einem Quadratkilometer doppelt so viele Menschen leben wie in Frankreich, nicht dreißigtausend aufnimmt, sondern das 30ig-fache. „*Gut Polizey*“ - wie kann das so gehen?

Aber: „*Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.*“ Wir haben die Menschen ja jetzt da, was also ist zu tun?

Einerseits: Schengen muss aufgekündigt werden. Die Geschäftsgrundlage ist weggefallen. 800.000, 1,3 Mio. – ich weiß es nicht, aber sie sind da. Wir müssen klar sagen: mehr geht nicht. Unter Verantwortung stelle ich mir vor, auch das Unangenehme zu sagen. Und natürlich ist selbst das nur glaubwürdig, wenn die staatliche Hilfe, neudeutsch: das staatliche Management, auch wirklich funktioniert.

Am wichtigsten ist andererseits – für die, die schon da sind - Arbeitsvermittlung und Arbeitsaufnahme. Das ist doch das Allerverrückteste: Jeder Zugewanderte darf in Deutschland alles, nur eins darf er nicht, arbeiten.

Wir müssen alles tun, meine sehr verehrten Damen und Herren, um das Arbeiten zu ermöglichen. Und wir müssen dort, wo er keine Arbeit findet – was ja auch vorkommen soll – dafür sorgen, ihn für den Staat arbeiten zu lassen, für seine Sozialhilfe. Um seiner Selbstachtung willen und unseres inneren Friedens auch.

Ich erinnere noch, als ich Umweltminister war. Das war in den

großen Zeiten nach der Wende. Da kamen zu uns nach Bayern innerhalb von Wochen tausende von Soldaten der Roten Armee aus der Ex-DDR. Und die wollten nicht zurück. Starke junge Leute. Was haben wir getan? Wir haben diese jungen russischen Leute in großen bayerischen Naturschutzgebiete zu Hunderten im Umweltschutz eingesetzt. So konnte man auch ganz schnell die Spreu vom Weizen unterscheiden. Das war eine fantastische Sache. Also - wir müssen die Flüchtlinge von heute, entweder arbeiten lassen oder sie mit Sozialarbeit in unser öffentliche Leben einbeziehen. Anders geht es nicht.

Bayern ist das Land, das nach dem großen Krieg die meisten Flüchtlinge aufgenommen hat. Fast ein Fünftel der Bevölkerung noch mal. Die waren auch nicht überall beliebt. Jede Flüchtlingsfamilie kann etwas darüber erzählen. Wer kennt hier in Erfurt die bayerischen Städtenamen Waldkraiburg und Neugablonz? Das waren und sind neue von den Heimatvertriebenen gegründete Städte. Was damals im kleinen deutschen Bereich stattfand – neue Städte gründen -, ist im 20. Jahrhundert vielfach in der großen weiten Welt geschehen, und war ein Lebenselixier: neue Städte zu gründen. Von Brasilia bis Neu Delhi, auch in den wiederauferstandenen Ländern entlang der Seidenstraße, Beispiel Astana. Europa muss rund um das Mittelmeer von Marokko bis zum Gaza-Streifen neue Städte gründen. Am südlichen Ufer des früheren „*mare nostrum*“, dort wo früher Karthago war, wo bis heute die baulichen Relikte dieser auch kulturellen Nord-Süd Beziehung stehen (die nicht umsonst Zerstörungsziele der ISIS-Leute sind).

- Neue Städte gründen?! Das ist reine Fantasie könnte man sagen. Peter Gauweiler fantasiert mal wieder.

Meine Damen und Herren, das ist weniger fantastisch, als anzunehmen, dass wir alle Flüchtlinge dieser Welt – das sind aktuell sechzig Millionen Menschen – nach Kerneuropa hereinholen könnten, ohne dass in diesem Kerneuropa die sozialen und öffentlichen Strukturen in Schieflage geraten. „Aber die Gründung neuer Städte von Marokko bis zum Gaza-Streifen kann niemand bezahlen.“ Meine sehr verehrten Damen und Herren, das können wir zahlen. Nichts ist leichter als das. Herr Draghi und seine Europäische Zentralbank (EZB) drucken derzeit jeden Monat sechzig Milliarden Euro. Wir sollten diese Beträge vielleicht in Zukunft nicht in die Finanzwirtschaft stecken, sondern in das realwirtschaftliche Großkonzept investieren, neue Kommunen zu gründen, dort wo es passt. Wenn Staatenfinanzierung durch die EZB, dann unter dem

Aspekt der Sinnhaftigkeit. Unter dem Aspekt der Problemlösung. Europa ist nicht ohne Aufgabe. Im Gegenteil. De Gaulle schwärmte von der Kraft eines „*Europa, vom Atlantik bis zum Ural*“ und was diese Kraft alles leisten kann. Dieser paneuropäischen Idee kann eine neue Qualität zukommen. Diese Idee war einst ein Heilsversprechen, ganz bewusst religiös begründet. Schauen wir auf die Flagge, die mit den zwölf Sternen.

„Ein großes Zeichen erschien am Himmel: Eine Frau, mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen und auf Ihrem Haupt eine Kranz aus zwölf goldenen Sternen“

sagt die Offenbarung des Johannes. Über Ihrem Haupt ein Kranz aus zwölf goldenen Sternen, mit marianischem Blau im Hintergrund. Aber auf der anderen Seite steht das ganze Gerede und Getue über EU, EWG und EG und ihre 40.000 Verordnungen, die keiner kennt und immer wahnsinnigere Ungereimtheiten und das ewige „Die Deutschen müssen zahlen.“

Meine sehr verehrten Damen und Herren, so wurde den Leuten eine gute Sache verleidet. Brüssel ist eine Veranstaltung des 20. Jahrhunderts. Nicht des 21. Jahrhundert. Diese Erkenntnis stammt nicht von mir, sondern von der englischen Labour-Abgeordneten Stuart, der Leiterin der Brexit-Kampagne in Großbritannien. Die EU ist eine Veranstaltung des 20. Jahrhunderts, sie war der freiheitliche Gegenentwurf zum Comecon. Der Comecon ist aufgelöst. Aber die EU tut weiter so, als gäbe es noch die alten Fronten.

Dabei leben wir in einer ganz anderen Welt. Ich habe dieses Jahr den Ostergottesdienst nicht in München erlebt, sondern auf der anderen Seite des Erdballs, in Saigon in Vietnam. In der Kirche „Notre Dame“. Der große Aufstieg eines Landes ist dort zu besichtigen. Ohne Ende tüchtige, junge Leute. Mich hat einer durch die Stadt geführt, der zu mir sagte: *„Ich habe bei Egon Krenz Deutsch gelernt!“* Vier Millionen Mofas in der Stadt und eine kommunistische Partei an der Staatsspitze. Gleichzeitig Kapitalismus pur und eine Art Ludwig-Erhard-Programm mit „Wohlstand für alle“. Vor Vietnam war ich in Kambodscha, wo noch vor 35 Jahren die Khmer Rouge gewütet hatten. Auch da geht es unglaublich nach vorne.

Zurück in unserer EU-Realität. Man fragt sich, was beispielsweise bei den Menschen in Rumänien und Bulgarien, die 1989 wie Vietnam und Kambodscha vom real-existierenden Sozialismus

regiert wurden, so anders ist, dass dort nichts weiter geht und die jungen Leute von dort nur noch weg wollen. Obwohl Rumänien und Bulgarien heute unter dem Wohlfahrtsausschuss der Europäischen Union regiert werden, und es ihnen nach unserer Erwartung eigentlich viel besser gehen müsste als Kambodscha und Vietnam. Und diese jungen Rumänen und diese jungen Bulgaren sind ja nicht wirklich schlechter als die jungen Vietnamesen oder junge Bayern! Da ist etwas fürchterlich schief gegangen in dieser EU-Konstellation. Wir müssen in Zukunft über die EU hinaus denken.

Nochmal Thomas Mann, in „Deutschland und die Deutschen“:

„Auf dem Grunde der Einsamkeit, die es böse machte, war der Wunsch zu lieben, der Wunsch geliebt zu werden.“

Nur mit der Liebe ist es wie mit allen Gefühlen, sie lässt sich nicht erzwingen, sie lässt sich nicht erdienen und erst recht nicht erkaufen. Dies betrifft aber nicht nur Deutschland und seine Stellung in Europa. Sondern auch die Stellung des Westens in der ganzen Welt. Ich habe ja meine Beobachtung aus Vietnam und Kambodscha in der Gegenüberstellung mit den östlichen EU-Staaten auch deshalb erzählt, weil ich mich frage, ob hinter dieser Asymmetrie mit Asien nur ein EU-Phänomen steckt - oder ob es nicht die Folge einer Entwicklung ist, die die westliche Welt in ihrer Gesamtheit in eine Sackgasse geführt hat. Es gibt einen Amerikaner, Robert Hughs, der hat im Time Magazine über das eigentliche Problem des Westens Folgendes geschrieben:

„Therapiebesessen, politikverdrossen, voller Misstrauen gegen jegliche Art von Autorität, dafür aber umso anfälliger für Aberglauben, mit einer politischen Sprache, die zerfressen ist von geheucheltem Mitleid und Schönfärberei. Dazu versucht jener letzte Rest, der von den Progressiven noch übrig ist, auch noch, ganz normalen gesellschaftlichen Unterschieden – zwischen den Geschlechtern, den Rassen, den sexuellen Vorlieben – einen überzogenen Charakter des Völkischen aufzudrücken als [...] stellten sie allen Ernstes eigenständige Kulturen dar.“

Meine sehr verehrten Damen und Herren, diese Kopfkrisse liegt wie Mehltau über den westlichen Gesellschaften. Im Westen sahen die anderen einst die Fackel der Freiheit. Am wunderbarsten versinnbildlicht in der amerikanischen Lady Liberty (auf ihrem Sockel steht noch heute: *„Schickt sie mir, die Heimatlosen, vom Sturme Getriebenen, Hoch halt' ich mein Licht am gold'nen Tore!“*).

Heute herrscht im Westen Entmutigung vor und diese Entmutigung hat damit zu tun, dass wir im Westen in einer Zeit der großen Selbst-Abwertung leben. Wo schon die Erwähnung von „Kinder“ und „Kirche“ als „Negativum“ gesehen wird. Durch diese Sicht sind auch in unserem Land – ich rede über Glaube, Politik, Gewissen – die Dinge aus der Ordnung geraten. Und das ist, was so viele von der Entnatürlichung der westlichen Menschheit reden lässt. Worüber zahllose Scheinthemen und -kampagnen nicht hinwegtäuschen: die Abwendung des Menschen von sich selbst.

Was hätte der Reformator dazu gesagt? *„Zur Freiheit hat uns Christus befreit, nicht zur Knechtschaft.“* Aus meiner Sicht folgt daraus für uns Heutige: Das Europäische an Europa sind seine kulturellen und geschichtlichen Vielheiten, Unterschiede und Lebensweisen. Und das Aushalten dieser Unterschiede.

Das weltanschauliche Programm, das von einem Ort, wie diesem ausgeht, von seiner besonderen Spiritualität - die ein Vielfaches mehr wert ist, als der reine Denkmalschutz (der auch wichtig ist) – ist die Botschaft, die Sie leben, liebe Bruderschaft des St. Georgs-Ordens, und die Sie als Ihr Zukunftsprogramm des 21. Jahrhunderts ganz persönlich gestalten. Diese Botschaft hat etwas zu tun mit der Freiheit eines Christenmenschen, dass mit dieser Eigenschaft die Zukunft gemeistert werden kann und dass wir Gott bitten müssen, wieder vernünftig zu werden.

„Wann wird es das Schlundes Grund erreichen? Wann das Licht der Hoffnung tragen? Mein Deutschland, mein Vaterland.“

So heißt es im Jahrhundertroman des Doktor Faustus zum Schluss.

Wir haben als Antwort auf Thomas Mans letzte Frage die Erfüllung unserer kühnsten Träume erlebt: Hätte mir bei meiner Konfirmation im Jahr 1963, kurz bevor die außerparlamentarische Bewegung kam, jemand prophezeit, ich würde fünf Jahrzehnte später nach Erfurt ins Luther-Kloster geladen, zu einem Vortrag über Glaube, Politik, Gewissen, hätte ich geantwortet, das kann nicht sein. Das rote Rad schien unaufhaltsam und der Vietnamkrieg ging gerade los. Dass ich ein halbes Jahrhundert später in Erfurt auch noch von der Kirche Notre Dame in Saigon erzählen würde und dass für die dortige kommunistische Regierung der asiatische Kapitalismus selbstverständlich sei und in der Stadt, die jetzt Ho Chi Minh Stadt heißt, am Sonntag alle zwei Stunden überfüllte Gottesdienste gehalten werden – eine solche Prophezeiung hätte ich damals für

völlig verrückt gehalten oder vielleicht für ein Märchen.

Ich bin froh und glücklich, heute hier bei Ihnen im ehemaligen Kloster der Augustiner Eremiten zu sein. An der Stelle, wo vor nicht allzu langer Zeit der bayerische Papst für den großen Reformator Martin Luther gebetet hat.

Vielen Dank für die Einladung!